

Bestellt zum Diener der Kirche¹

Von Bischof Friedrich Wetter

Vor einiger Zeit hörte ich einen Priester sagen: »Ich koche in hundert Töpfen, aber nichts wird gar.« Wir können nachempfinden, was diesen Mitbruder bedrückte: er fühlte sich zerrissen durch das Hunderterlei seines Dienstes. Tatsächlich ist das Aufgabenfeld des Priesters so bunt und vielfältig wie kaum noch in einem anderen Beruf. Diese Vielfalt des Dienstes hat zugleich eine vielfältige Beanspruchung zur Folge, vor allem eine Beanspruchung unseres Innersten, weil wir den priesterlichen Dienst nicht als Funktionäre tun dürfen, sondern ihn mit dem Einsatz des Herzens zu leisten haben. Deshalb ist die Gefahr so groß, daß wir durch das Vielerlei unserer Arbeit uns nicht nur überfordert fühlen, sondern auch innerlich zerrissen werden. An solcher Zerrissenheit leiden heute viele von uns; an ihr kann man sogar verbluten, allen Mut und alle Zuversicht verlieren und resignieren.

Was können wir tun, um dieser Gefahr entgegenzutreten? Eines scheint mir dabei sehr wichtig: Wir müssen uns wieder mehr auf das Wesentliche besinnen, die großen Zusammenhänge sehen, in die wir durch unsere Sendung hineingestellt sind. Wir brauchen so etwas wie ein Koordinatensystem, in das wir die vielfältigen Dienste einordnen können, das uns hilft, den Stellenwert und den Sinn der einzelnen Tätigkeiten besser zu erkennen. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit auf die entscheidende Mitte unseres Auftrages richten, den es in den Alltäglichkeiten der Arbeit zu verwirklichen gilt.

Das vierzigjährige Priesterjubiläum Ihres Herrn Bischofs ist ein willkommener Anlaß zu einer solchen gemeinsamen Besinnung. Der Festtag des Bischofs ist ja auch das Fest seiner Priester. Der vierzigste Jahrestag seiner Priesterweihe weist hin auf die Gemeinsamkeit im Priestertum. Diese Gemeinsamkeit zwischen Bischof und Priestern ist durch die Bischofsweihe keineswegs gelockert, sondern sogar vertieft worden. Denn durch seine Weihe zum Bischof ist er nicht aus der Gemeinschaft der Priester herausgenommen, sondern tiefer in sie hineingestellt worden. Der Bischof ist nämlich die Mitte des Presbyteriums und dadurch einem jeden Priester noch enger verbunden. Das Priesterjubiläum des Bischofs ist darum für alle ein Anlaß, sich wieder neu auf das Priestertum, das uns alle verbindet, zu besinnen.

Es ist nicht möglich und auch gar nicht nötig, in diesem Vortrag eine Theologie über das Wesen des Priestertums zu entfalten. Ich möchte Ihnen nur

¹ Dieser Vortrag wurde anlässlich des vierzigjährigen Priesterjubiläums von Herrn Bischof Heinrich Maria Janssen vor den Priestern des Bistums Hildesheim am 5. September 1974 gehalten. Der Stil des Vortrags wird in der Wiedergabe beibehalten.

durch ein paar Gedanken eine Grundlinie aufzeigen, die helfen kann, das Geheimnis unseres Priestertums besser zu verstehen und aus dieser Sicht heraus unseren Dienst besser zu erfüllen.

I

Beginnen wir bei unserem Verkündigungsauftrag. Er wird vom Zweiten Vatikanischen Konzil als erste Aufgabe der Priester bezeichnet. Im Dekret über Dienst und Leben der Priester sagt das Konzil: »Da niemand ohne Glauben gerettet werden kann, ist die erste Aufgabe der Priester als Mitarbeiter der Bischöfe, allen die frohe Botschaft Gottes zu verkünden, um so in der Erfüllung des Herrenauftrags: ›Gehet hin in alle Welt und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen‹ (Mk 16, 15), das Gottesvolk zu begründen und zu mehren . . . Die Priester schulden also allen, Anteil zu geben an der Wahrheit des Evangeliums« (Nr. 4). Unsere erste Aufgabe ist demnach der Dienst am Wort. Da die Verkündigung des Wortes Gottes Glauben weckt und stärkt, ist diese Aufgabe Dienst am Glauben.

Das Wort, das wir verkünden, ist nicht unser Wort. Wir haben es nicht aus uns. Wo finden wir es also? In der heute um sich greifenden Unsicherheit ist diese Frage von fundamentaler Bedeutung. Wir hören nicht nur viele Gläubige voll Sorge fragen: Was kann man denn noch glauben?, auch viele Priester suchen in ihrer Ratlosigkeit Hilfe: Was kann man denn noch predigen? Wo also finden wir das Wort Gottes, das wir zu verkündigen haben?

Der Herr verweist uns an die Kirche. Denn ihr hat er in den Aposteln sein Wort anvertraut. Der Glaube der Kirche der apostolischen Zeit ist eingegangen in die Schrift, die darum für alle Zeiten Maßstab des Glaubens ist. In ihrem Glauben bewahrt die Kirche diese Botschaft.

Wir sind aber nicht an die Kirche nur des Anfangs verwiesen, sondern an die Kirche, die damals ihren Anfang genommen hat und als dieselbe heute lebt; an die Kirche, die die Jahrhunderte durchschreitet und in ihrer lebendigen Memoria, ihrem gelebten Glauben, das Evangelium des Ursprungs bewahrt und durch die Zeiten trägt. Im Laufe der Geschichte macht die Kirche mit dem ihr anvertrauten Wort auch neue Erfahrungen, wodurch ihr Wissen um Gottes Wort bereichert wird. Die eine Kirche ist darum auch die einzige lebendige Brücke, die uns mit der frohen Botschaft verbindet, die zu einer bestimmten geschichtlichen Stunde vor Jahrhunderten durch Jesus Christus ergangen ist.

Gewiß gibt es auch andere Wege, mit jenem Anfang in Berührung zu kommen. Nehmen wir die historisch-kritische Methode, die in der Exegese größte Bedeutung erlangt hat und aus der Arbeit der Bibelwissenschaft und der Theologie überhaupt nicht wegzudenken ist. So hilfreich und notwendig diese Methode ist, sie hat ihre Grenze. Sie stellt das Damalige als Damaliges dar,

in seiner historischen Ursprünglichkeit. Sie deutet das Zeugnis, das damals Menschen der Kirche von ihrem Glauben abgelegt haben, aus dem historischen Kontext. Aber es ist nicht möglich, daß wir auf diesem Weg eintreten in die Gemeinschaft der Glaubenden damals, das heißt an ihrem Glauben teilhaben und so selbst Glaubende werden. Sie bringt uns in Berührung mit Dokumenten des Glaubens jener Zeit, aber nicht mit der lebendigen Glaubensgemeinschaft von damals. Somit kann sie uns auch nicht jenes innere Verständnis des Wortes schenken, das nicht durch wissenschaftliche Methoden, sondern nur durch gläubiges Ergreifen der Botschaft gewonnen werden kann.

Die Kirche ist das Subjekt des Glaubens. »*Ipsa credit Ecclesia*. Somit ist der Glaube des Christen nichts anderes als eine Teilnahme an diesem Glauben der Kirche und kann auch niemals etwas anderes sein.«² Wenn wir uns glaubend in die Kirche hineinbegeben, dann teilen wir den Glauben aber nicht nur mit den heute lebenden Mitgliedern der Kirche, sondern mit der ganzen Kirche, die sich mit den Aposteln auf den Weg gemacht hat und als das eine große Subjekt des Glaubens durch die Jahrhunderte schreitet.

Für unseren Dienst am Wort sind wir also zunächst an die Kirche verwiesen. Bevor wir verkündigen können, muß ihr Glaube unser Glaube werden. Im Buch Ezechiel lesen wir, wie der Herr zum Propheten spricht: »Öffne deinen Mund und iß, was ich dir gebe! Ich schaute – da war eine Hand zu mir her ausgestreckt; sie hielt eine Buchrolle. Er breitete sie vor mir aus. Sie war innen und außen beschrieben. Geschrieben stand auf ihr: Klage, Seufzen und Weh. Er sagte zu mir: Menschensohn, iß, was du vorfindest! Iß diese Rolle! Dann geh und rede zum Haus Israel! Ich öffnete meinen Mund, und er ließ mich diese Rolle essen. Er sagte zu mir: Menschensohn, gib sie deinem Leib zu essen und fülle dein Inneres mit dieser Rolle, die ich dir gebe! Ich aß sie, und sie war in meinem Mund süß wie Honig. Er sprach zu mir: Menschensohn, geh hin zum Haus Israel und rede mit meinen Worten zu ihnen!« (Ez 2, 8–3, 4 vgl. Offb 10, 8–11). Der Prophet, der Gottes Botschaft weiterzusagen soll, muß diese Botschaft zuerst selbst aufnehmen. Er muß sie sich so aneignen, daß sie ihm wie die Speise in Fleisch und Blut übergeht. Das gleiche gilt von uns. Der Herr hat der Kirche sein Wort anvertraut. Wir müssen die Buchrolle des Gotteswortes essen, die in der Kirche verwahrt ist, das heißt uns den Glauben der Kirche aneignen. Wir müssen uns mit dem Glauben der Kirche identifizieren. Das ist die unabdingbare Voraussetzung für die Verkündigung. Wir haben ja nicht unsere Weisheit vorzutragen, sondern Gottes Botschaft zu überbringen. Durch unser persönliches Glaubenszeugnis haben wir den Glauben der Kirche zu bezeugen.

Ein Kriterium, wie weit wir uns mit der im Glauben der Kirche verwahrten Botschaft identifizieren, ist unsere Bereitschaft, die ganze Botschaft zu be-

² Henri de Lubac, *Geheimnis aus dem wir leben*. Einsiedeln 1967, S. 69 f.

zeugen, oder unsere Neigung, bestimmte Wahrheiten zu verschweigen. Als sich Paulus in Milet von den Ältesten verabschiedete, sagte er zu ihnen: »Ihr wißt, wie ich nichts verschwiegen habe von dem, was heilsam ist: ich habe es euch verkündet und euch gelehrt, öffentlich und in den Häusern . . . Ich habe es nicht unterlassen, euch den ganzen Willen Gottes zu verkündigen« (Apg 20, 20. 27). In seiner Rechenschaft beim Abschied betont der Apostel gleich zweimal, daß er alles verkündet hat. Das ist auch unsere Aufgabe, nichts zu verschweigen, nichts auszulassen, sondern die ganze Botschaft weiterzugeben. Gewiß muß man bei den einzelnen Vorgängen der Verkündigung auswählen. Wir können in einer Predigt nicht alles sagen. Es gehört sogar zur Predigt-kunst, einen wichtigen geeigneten Gedanken der Botschaft auszuwählen und ihn konsequent durchzuführen. Aber die Verkündigung einer Einzelwahrheit muß aus dem gläubigen Ja zur ganzen Botschaft kommen und muß in diesem Kontext gesehen werden. Die Identifikation mit der ganzen Botschaft müßte auch zur Folge haben, daß wir gewisse Glaubenswahrheiten nicht schweigend übergehen und daß im Laufe der Zeit alles Wichtige in der Verkündigung zur Sprache kommt. Ob uns in diesem Punkt eine Gewissenserforschung nicht gut täte?

Eine derartige Identifikation mit dem Glauben der Kirche stellt an uns die hohe Forderung: selbst ganz zurückzutreten und uns ganz in den Dienst des Wortes zu stellen. Wir haben nur Stimme zu sein, mit der ein anderer ruft, zunächst die Kirche, aber nur zunächst. Denn im Wort der Kirche erhebt Jesus Christus selbst seine Stimme.

Dies gilt es noch näher zu bedenken. Bei Joh 14, 24 sagt Jesus: »Das Wort, das ihr hört, ist nicht mein Wort, sondern das des Vaters, der mich gesandt hat.« Jesus spricht also nicht aus sich selbst. Er hat, was er sagt, vom Vater empfangen und gibt es weiter als Wort des Vaters. Hier wird eine Struktur sichtbar, die für die gesamte Verkündigung von durchgreifender Bedeutung ist. Denn auch der Priester muß sagen, daß das Wort, das er verkündet, nicht sein Wort ist, sondern das Wort der Kirche, die ihn gesandt und zum Verkünder bestellt hat. In seinem Wort meldet sich die Kirche zu Wort. Von der Kirche gilt aber dasselbe. Auch ihr Wort ist nicht das ihre, sondern das Wort des Herrn, das ihr anvertraut ist. Wie der Priester sich nicht selbst zu verkünden hat, so auch die Kirche nicht. In der kirchlichen Verkündigung kommt der Herr selbst zu Wort. Wenn wir das Wort des Herrn aus dem Johannes-evangelium nochmals aufgreifen, setzt sich diese Linie fort. Denn auch Jesus verkündet nicht aus sich, sondern das Wort des Vaters, so daß durch ihn der Vater zu uns spricht.

Demzufolge erhebt in der kirchlichen Verkündigung, die uns Priestern als erste Aufgabe unseres geistlichen Amtes aufgetragen ist, Gott selbst seine Stimme. In der Gestalt unseres menschlichen Wortes gelangt Gottes Wort zu den Menschen. In diesem Sinn schreibt Paulus im 1. Brief an die Thessaloni-

cher (2, 13): »Darum danken wir Gott unablässig dafür, daß ihr das Wort Gottes, das ihr durch unsere Predigt empfangen habt, nicht als Menschenwort, sondern als Gottes Wort angenommen habt, was es in Wahrheit ist.«

Derselbe Sachverhalt kommt vielleicht noch deutlicher in 2 Kor 5, 20 zum Ausdruck, wo Paulus bezeugt, daß durch das Wort des Apostels Gott selbst uns anspricht: »Wir sind also Gesandte an Christi Statt, und Gott ist es, der durch uns mahnt.«

Die Tatsache, daß im Wort der kirchlichen Verkündigung, also durch unsere Verkündigung, letztlich Gott selbst zu Wort kommt, ist von entscheidender Bedeutung für das Ziel aller Verkündigung. Ihr Ziel ist es nämlich, Glauben zu wecken und zu stärken. Der Glaube ist aber als *virtus theologica* unmittelbar auf den sich offenbarenden Gott gerichtet, nicht auf die Kirche oder gar auf den Priester. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt in der Konstitution über die göttliche Offenbarung (Nr. 5): »Dem offenbarenden Gott ist der Gehorsam des Glaubens zu leisten. Darin überantwortet sich der Mensch Gott als ganzer in Freiheit, indem er sich dem sich offenbarenden Gott mit Verstand und Willen voll unterwirft und seiner Offenbarung willig zustimmt.« Man könnte Glauben auch so umschreiben: Der Glaube ist die Antwort, die der Mensch mit sich selbst Gott gibt, ihm, der in der Offenbarung sich selbst dem Menschen schenkt. So notwendig die kirchliche Vermittlung ist, wenn Glaube geweckt und erhalten werden soll, so notwendig gehört aber auch die Unmittelbarkeit zwischen Gott und dem Menschen zum Glauben. Ohne diese Unmittelbarkeit ist christlicher Glaube nicht möglich.

Von dieser Erkenntnis her wird deutlich, warum wir beim Dienst der Verkündigung selbst ganz zurücktreten müssen; warum wir nur noch Stimme sein dürfen für einen anderen: zunächst für die Kirche, aber gerade dadurch für den Herrn, durch den Gott selbst zu den Menschen spricht. Nur dann werden die Hörer des Wortes von dem sie anrufenden Gott getroffen; nur so wird der Glaube entzündet und gestärkt; nur so kann auch bei unserer Verkündigung geschehen, was uns die Apostelgeschichte von den Hörern der Pfingstpredigt berichtet: »Als sie das hörten, traf es sie ins Herz« (2, 37).

Ob nicht hier ein neuralgischer Punkt, vielleicht sogar der neuralgische Punkt unserer heutigen Predigtnot liegt? Gewiß sind die Dinge, die einem in einer guten Homiletik beigebracht werden, wichtig und hilfreich. Aber das Entscheidende liegt doch tiefer: daß wir uns so in den Dienst des Wortes stellen, daß wir nur noch Stimme sind, Stimme der Kirche und dadurch Stimme des Herrn.

II

Nachdem wir den Dienst der Verkündigung bedacht haben, wenden wir uns dem sakramentalen Dienst des Priesters zu.

Der sakramentale Dienst gehört zum unaufgebbaren Kern des priesterlichen Tuns. Wenn, wie das Konzil sagt, die Verkündigung die erste Aufgabe des Priesters und somit die Grundlage all seines Tuns ist, so ist die Feier der Sakramente, unter denen die Eucharistiefeyer eine Sonderstellung einnimmt, als Höhepunkt seines Tuns zu bezeichnen. Die Sakramente könnten wir als Brennpunkte oder Kristallisationspunkte in seinem Arbeitsfeld bezeichnen.

In welcher Funktion handelt der Priester, wenn er die Feier der Sakramente begeht? Die alte Lehre der Kirche finden wir ausgedrückt in einer bekannten Formel, die seit etwa 1200 gebräuchlich ist: Der Spender des Sakramentes muß die Absicht haben, zu tun, was die Kirche tut; er muß handeln »cum intentione faciendi, quod facit Ecclesia«³. Diese Formel enthält zwei Aussagen: 1. Bei der Spendung der Sakramente handelt die Kirche. Sie spendet die Sakramente, das heißt, die Kirche tauft, sie feiert Eucharistie, sie gewährt Buße. Die Aussage wird noch vertieft durch die wieder neu entdeckte Sicht der Kirche als Ursakrament. Damit wird gesagt, daß die Kirche als ganze sakramentales Gepräge hat und gleichsam der Wurzelboden ist, aus dem die Sakramente hervorgehen. In den verschiedenen Sakramenten realisiert sich die Kirche, das Ursakrament, heilsmächtig auf den einzelnen hin. Alle Sakramente sind daher aus ihrem Wesen heraus Sakramente der Kirche. 2. Die genannte Formel besagt aber außerdem noch, daß sich der Priester als Spender des Sakramentes in den Dienst der Kirche stellen muß. Er muß die Absicht haben, das zu tun, was die Kirche tut. Er muß sich folglich der Kirche so unterordnen, sich der Kirche so zur Verfügung stellen, daß in seinem Tun ihr Tun sichtbar wird, ja noch mehr: daß sie selbst durch ihn handelt. Er handelt als *Minister Ecclesiae*, als Diener der Kirche. Dies ist konstitutiv für das Sakrament. Ohne diese Unterordnung käme das Sakrament der Kirche nicht zustande.

Versuchen wir, uns dies am Sakrament der Buße zu veranschaulichen. Was geschieht, wenn der Priester die Lossprechung erteilt? Zunächst und unmittelbar wird der Büsser dadurch mit der Kirche ausgesöhnt. Er empfängt die *pax cum Ecclesia*. Er wird wieder zur vollen Teilnahme am Leben der kirchlichen Gemeinschaft zugelassen, was sich in der Zulassung zur Eucharistie am deutlichsten auswirkt. Auch wenn sich der sakramentale Vorgang unter vier Augen im Verborgenen abspielt, so besitzt er doch aus der Natur der Sache Öffentlichkeitsrang. Denn indem der Priester die Lossprechung erteilt, wird der Büsser wieder in die Gemeinschaft der Universalkirche voll aufgenommen. Der Wiederversöhnte hat das Recht und ist befähigt, wo immer auf der weiten Welt sich Kirche zusammenfindet, am Gottesdienst teilzunehmen und die Eucharistie zu empfangen.

Woher hat die Lossprechung durch den Priester diese Wirkung, die sich auf die weltweite kirchliche Gemeinschaft erstreckt? Aus der Tatsache, daß im

³ Konzil von Florenz, DS 1312.

Priester, der das Sakrament verwaltet, die Kirche, die *Ecclesia universalis*, handelt. Zu diesem Tun ermächtigt die Kirche den Priester, indem sie ihm die entsprechende Vollmacht verleiht. Andererseits muß sich der Priester dem Tun der Kirche unterordnen, das heißt als *Minister Ecclesia* handeln, denn nur so handelt sie durch ihn.

Die Aussöhnung mit der Kirche, die *pax cum Ecclesia*, ist aber nur die erste und unmittelbare Wirkung des sakramentalen Geschehens. Indem der Büßer wieder voll in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen wird, empfängt er die Vergebung seiner Schuld durch Gott. Das Erbarmen Gottes wird durch die Kirche vermittelt. Durch die *pax cum Ecclesia* wird ihm die *pax cum Deo* gewährt.

Dasselbe gilt auch für das Tun des Priesters bei der Verwaltung dieses Sakramentes. Zunächst und unmittelbar handelt der Priester im Auftrag und in der Vollmacht der Kirche, als Diener der Kirche. Aber gerade dadurch wird er Diener Jesu Christi, der im Tun des Priesters selbst wirksam wird und durch das Wort Gottes der Vergebung, das der Priester spricht, selbst die göttliche Verzeihung zusagt und gewährt.

Dieselbe Struktur ließe sich auch bei den übrigen sechs Sakramenten aufzeigen, wenn auch zugestanden werden muß, daß sie sich nicht in jedem Fall so durchsichtig darstellen läßt. Das Beispiel Bußsakrament mag genügen. An ihm sollte etwas Grundsätzliches deutlich werden: Der Priester muß sich so einfügen in das Ganze der Kirche, daß er ihr Diener wird und sie durch ihn handelt. Nur so ist er Diener Christi, durch den der Herr selbst handelt. Die ekklesiale Dimension gehört zum Wesen des neutestamentlichen Priestertums.

Damit ist eine wichtige Feststellung getroffen, die für unser tägliches Tun von großer Bedeutung ist: Das Tun der Kirche ist uns vorgegeben. Wenn ich bei der Spendung der Sakramente die Absicht haben muß, das zu tun, was die Kirche tut, so bedeutet dies die Priorität des Tuns der Kirche. Das Vorrangige ist das, was die Kirche tut, und ich füge mich so ein, daß sie es durch mich tut. Ihr Tun ist dem meinigen grundsätzlich vorgegeben, nämlich in der gesamtkirchlichen Gemeinschaft, die sich nicht nur über die gesamte Erde erstreckt, sondern auch die Jahrhunderte umspannt, angefangen von den Tagen der Apostel bis heute. Dieses Tun der Kirche soll durch unser priesterliches Tun an dem Ort, der uns zugeteilt ist, auf die Menschen hin, die dort leben, konkret verwirklicht werden. Die konkrete Verwirklichung ist unsere Aufgabe, aber was zu verwirklichen ist, das ist das heilsmächtige Tun der Kirche. Und unser Tun kann nur insofern heilsmächtig, d. h. im wahren Sinn erfolgreich sein, als darin das Tun der Kirche lebendig wird. Denn nicht uns als Einzelpersonen hat der Herr seine Heilsmacht verheißen und anvertraut, sondern seiner Kirche, die er zum Sakrament, das heißt zum Zeichen und Werkzeug des Heils gemacht hat. Heilsmächtigkeit und Heilswirksamkeit sind uns nur als Teilhabe an der Heilsmacht der Kirche gegeben.

Diese grundlegende Priorität des Tuns der Kirche vor dem Tun des einzelnen Priesters drückt sich aus in der Tatsache, daß die Kirche bestimmt, wie die Sakramente und der Gottesdienst überhaupt gefeiert werden, und daß sie die entscheidenden Zeichen ihres heilsmächtigen Tuns bis in gewisse Einzelheiten hinein festlegt. So ist für die Feier der Taufe unabdingbar gefordert, daß der Täufling mit Wasser abgewaschen und die trinitarische Taufformel ausgesprochen wird. Zur Feier der Eucharistie sind Brot und Wein erfordert und das Hochgebet, das im Einsetzungsbericht gipfelt. Diese Priorität zeigt sich nicht nur in der Festlegung des sakramentalen Zeichens im engen Sinn, sondern in der gesamten Ordnung des Gottesdienstes und der Sakramente, wie sie zum Beispiel im *Ordo Missae*, in der Ordnung der Kindertaufe, jüngst im *Ordo paenitentiae* vorgelegt sind. Diese Ordnungen lassen im übrigen einen großen Spielraum persönlicher Gestaltung, der von vielen noch gar nicht ausgenützt wird.

Man hört in den letzten Jahren immer wieder, es komme vor, daß da und dort die kirchliche Ordnung erstaunlich großzügig, bisweilen auch willkürlich gehandhabt werde. Natürlich ist es notwendig, daß wir uns miteinander mühen, die besten Formen für den Gottesdienst zu finden; daß wir unsere Erfahrungen einbringen und sie für die kirchliche Ordnung der Liturgie fruchtbar werden lassen; daß wir unsere Gottesdienste in Formen feiern, die unserer Zeit entsprechen. Wovor wir uns aber hüten müssen, das ist die Privatisierung unseres gottesdienstlichen Tuns. Diese Gefahr liegt heute nun einmal in der Luft. Die Kirche hat nämlich nicht unsere Feier zu der ihrigen zu machen, sondern wir haben ihre Feier zu der unsrigen zu machen. Wenn man hie und da von Willkür bei der Feier des Gottesdienstes hört, muß man sich doch fragen, ob der betreffende Priester die Absicht hatte, das zu tun, was die Kirche tut, oder das, was seinem Geschmack entspricht. Es geht hier nicht einfach um Disziplin, sondern um die entscheidende Frage unseres priesterlichen Dienstes, ob wir nämlich Diener der Kirche sind oder nicht; denn davon hängt ab, ob wir Diener Christi und Ausspender seiner Geheimnisse sind oder nicht. Keiner von uns kann Diener Christi sein an der Kirche vorbei.

Diese Aussage gilt sowohl für den sakramentalen Dienst, der uns aufgetragen ist, wie auch für den Dienst am Wort; ja sie gilt grundsätzlich für unser gesamtes priesterliches Wirken. Und sie gilt nicht nur für den ordnungsgemäßen Vollzug unseres Dienstes im Bereich des Zeichenhaft-Sichtbaren; sie gilt auch, sogar grundlegend für unsere innere Einstellung und Absicht; unsere *intentio* muß sein, das zu tun, was die Kirche tut. Das bedeutet, unser Dienst muß getragen und durchformt werden vom *sentire cum Ecclesia*. Es geht also nicht einfachhin um die exakte Befolgung der Rubriken, sondern darum, daß wir uns mit unserem personalen Selbst – das wird doch bei der *intentio* beansprucht – hineinbegeben in die Bewegung der Kirche auf den

Menschen hin, damit ihr heilhaftes Handeln in unserem priesterlichen Dienst konkrete Gestalt gewinnt. Denn nur so gewinnt Christi heilhaftes Handeln in unserem Tun Gestalt.

III

Wir haben im ersten Teil unseren Dienst am Wort bedacht, im zweiten Teil unseren sakramentalen Dienst und dabei eine durchgreifende Struktur unseres Dienstes gefunden. Wir können Diener Christi nur sein, wenn wir Diener der Kirche sind. Wir wollen nun in einem dritten abschließenden Teil einige Gedanken, die bisher schon angeklungen sind, noch weiter verfolgen, um das Gesamtbild abzurunden und einzelne Aussagen zu ergänzen. Dabei werden einige Fragen, die bei den bisherigen Darlegungen aufgetaucht sind, nochmals angegangen.

1. Im Dienst am Wort haben wir alle dieselbe Botschaft zu verkünden, die die Kirche verkündet. Im sakramentalen Dienst haben wir ebenfalls zu tun, was die Kirche tut. Wenn der eine hier, der andere dort Eucharistie feiert, so ist das die eine Eucharistie der Kirche. Wenn der eine hier, der andere dort predigt, so ist das ein und dasselbe Evangelium, das verkündet wird. Wenn der eine hier, der andere dort tauft, so spendet jeder das *unum baptisma*, die eine Taufe, wie es im Epheserbrief (4, 5) heißt und vom großen Symbolum aufgenommen wird. In ihren Dienern, in uns, tut die Kirche auf vielfältige Weise dasselbe. Wir alle haben durch die Weihe teil an der Sendung der Kirche und an ihrer Vollmacht. Wir alle haben die Aufgabe, die Kirche aufzubauen, die als ein und dieselbe in unzähligen Einzelgemeinden lebt. Was Sie am Aufbau der Ihnen anvertrauten Gemeinde leisten, ist ein Beitrag zum Aufbau der einen, unteilbaren Kirche; das ist Ihr Beitrag zur großen uns allen gemeinsamen Aufgabe.

Deshalb kann der Dienst des Priesters nur in Gemeinschaft ausgeübt werden. Priesterlicher Dienst ist wesentlich Gemeinschaftsdienst. Darum gibt es auch keinen Priester, der nicht zu einem Bischof und damit zu dessen Presbyterium gehört. Zur Priesterweihe gehört wesentlich die Aufnahme ins Presbyterium. Ein Priester außerhalb des Presbyteriums wäre so widersprüchlich wie ein Bischof außerhalb des Bischofskollegiums.

Diese grundlegende Gemeinsamkeit fordert Gemeinsamkeit im Handeln und Gemeinschaft in der mitbrüderlichen Kommunikation. Gerade für Sie in der Diaspora scheint mir das von besonderem Gewicht zu sein. Ich möchte den vielen Sitzungen und Tagungen und Konferenzen und dem zentnerweisen Verschleiß von Papier wahrlich nicht das Wort reden. Mir kommt es auf den Austausch der Erfahrung, der Ermutigung, des guten Rates, der gegenseitigen Hilfe an. Es kann Ihnen doch nicht gleichgültig sein, was Ihre Mitbrüder in den Nachbarparreien verkünden, wie sie den Gottesdienst feiern,

was sie in der Seelsorge tun. Das darf Ihnen genau so wenig gleichgültig sein, wie es einem Bischof gleichgültig sein kann, was die andern Bischöfe verkünden und in der Leitung ihres Bistums tun. Diener der Kirche sein bedeutet, in Gemeinschaft mit all denen zu stehen und zu arbeiten, die den gleichen Dienst verrichten.

2. Lassen Sie mich einen zweiten Gedanken aufgreifen, der vorhin schon angesprochen wurde: die Identifikation mit der Kirche. Viele fragen: kann man sich denn mit dieser Kirche, wie sie uns begegnet, identifizieren; mit einer Kirche, in der es manches Unschöne gibt, sogar Skandale; mit einer Kirche, die auch Fehler macht? Manche halten eine volle Identifikation mit der Kirche nicht für möglich und sprechen darum von einer partiellen Identifikation. Es ist unbestreitbar, daß sich heute nicht wenige nur partiell mit der Kirche identifizieren. Das ist verständlich, solange sich die partielle Identifikation auf das Erscheinungsbild der Kirche bezieht, an dem sich auch Allzumenschliches und Sündhaftes findet, das wir nicht zu bejahen brauchen, ja mit dem wir uns gar nicht abfinden dürfen. Aber die Kirche, die sich in der Geschichte in konkreter Gestalt verkörpert, ist zugleich mehr als diese geschichtlich greifbare Verkörperung. Sie ist größer als das, was an ihr sichtbar und greifbar ist. Hier ist zu fragen, ob man sein Ja zu dieser größeren Kirche überhaupt teilen kann. Gewiß kann dieses Ja mit größerer oder mit geringerer Entschiedenheit gesprochen werden. Aber kann es geteilt werden?

Als Diener der Kirche müssen wir ein volles Ja zu ihr sprechen, müssen wir uns mit ihr identifizieren. Und wenn Sie mich fragen: auch mit ihren Fehlern und Mißständen?, so antworte ich: trotz ihrer Fehler und Mißstände. Und wenn Sie mich weiter fragen: warum?, so antworte ich: Weil auch Jesus Christus sein volles Ja zur Kirche sagt; weil auch er sich mit ihr identifiziert, trotz ihrer Fehler und Mißstände, trotz unserer Sünden und unseres Versagens. Wenn wir einen Menschen lieben, bejahen wir ihn, ohne deshalb über seine Fehler und Schwächen hinwegzusehen. Eher sind wir über seine Fehler bedrückt. Aber das hindert uns nicht, ihn als diese Person zu bejahen.

Jesus Christus identifiziert sich mit unserem priesterlichen Tun selbst dann noch, wenn wir kläglich versagen und ihm untreu werden. Diese Zusage hat der Herr bei der Weihe gegeben. Dies steckt in der Lehre vom *character indelebilis*. Christus identifiziert sich mit uns, den Dienern der Kirche, weil er sich mit der Kirche identifiziert. Welchen Grund könnte es darum noch geben, uns selbst nicht mit dieser Kirche zu identifizieren?

3. Mancher wird Bedenken haben, ob die Kirche in den bisherigen Ausführungen nicht zu sehr hervorgehoben worden sei, vielleicht so stark, daß dadurch Christus verdeckt werde. Es gehe doch beim Christsein um eine Christusunmittelbarkeit, die nicht durch das Dazwischentreten der Kirche verdunkelt oder gar durchbrochen werden dürfe. Diese Frage ist meines Er-

achtens sehr wichtig, einmal wegen des Kirchenverständnisses, dann aber auch wegen der heute verbreiteten Ansicht, man könne auch ohne Kirche, an ihr vorbei zu Christus gelangen; und schließlich auch wegen der Frage, die wir kritisch an uns selbst richten müssen, ob die Kirche und wir selbst in ihr Christus vor der Welt nicht eher verdecken als aufdecken.

Wenden wir uns nun zur Klärung des Kirchenverständnisses dem Verhältnis Christus–Kirche zu. Was wäre die Kirche ohne Christus? Hören wir Henri de Lubac, der in seinen Betrachtungen über die Kirche schreibt: »Wenn ihr Reichtum nicht von Jesus Christus stammt, ist die Kirche armselig. Unfruchtbar ist sie, wenn darin nicht der Geist Jesu Christi blüht. Baufällig ist ihr Gebäude, wenn dessen Baumeister nicht Jesus Christus ist und nicht Sein Geist der Mörtel der lebendigen Steine ist, aus denen sie sich zusammenfügt. Unschön ist sie, wenn sie nicht die einzigartige Schönheit des Antlitzes Jesu Christi widerspiegelt und wenn sie nicht der Baum ist, der im Leiden Jesu Christi wurzelt. Falsch ist das Wissen, auf das sie sich beruft, und falsch die Weisheit, die sie schmückt, wenn nicht beides auf Jesus Christus beruht. In der Finsternis des Todes hält sie uns fest, wenn ihr Licht kein erleuchtetes Licht ist, das von Jesus Christus ausgeht. Lüge ist ihre ganze Lehre, wenn sie nicht die Wahrheit verkündet, die Jesus Christus ist. Eitel ist ihr Ruhm, wenn sie ihn nicht in die Demut Jesu Christi setzt. Sogar ihr Name ist uns fremd, wenn er uns nicht sofort an den einzigen Namen erinnert, der den Menschen um ihres Heiles willen gegeben ist. Nichts ist sie uns, wenn sie für uns nicht das Sakrament, das wirksame Zeichen Jesu Christi ist.«⁴ Diesen von der Theologie der Väter gespeisten Text könnten wir so zusammenfassen: Ohne Christus ist die Kirche nichts. Er ist ihr ganzer Reichtum, er ist ihr Leben, er ist ihre Schönheit und ihre Kraft.

Christus gibt sich in die Kirche hinein, er macht sie zur sichtbaren Gestalt seiner Gegenwart, zum heilmächtigen Zeichen seiner Gnade. In ihr ist er am Werk, durch sie wirkt er in den Menschen die Wunder seiner Gnade. Sie ist der Raum, in dem er uns begegnet und wir ihm begegnen. Die Kirche nimmt eine Mittlerstellung ein. Aber was sie uns vermittelt, das ist die Christus-unmittelbarkeit, die uns vom Herrn in ihr gewährt wird. Wir können hier von einer vermittelten Unmittelbarkeit sprechen. Daß dies kein Widerspruch ist, können wir uns an folgendem Beispiel klarmachen. Ein Vater schaut mit seinem Kind einen Festzug an. Da schon viele Menschen die Straße säumen, kann das Kind nichts sehen. Darum setzt der Vater es auf seine Schultern. Das Kind kann nun unmittelbar selbst den Umzug ansehen. Aber diese Unmittelbarkeit ist ihm vermittelt durch den Vater, der es auf seinen Schultern trägt. Dieses einfache Beispiel kann hilfreich sein zum Verständnis der vermittelten Unmittelbarkeit.

⁴ Henri de Lubac, Betrachtung über die Kirche. Graz 1954, S. 149.

Man könnte diesen Sachverhalt auch mit dem Begriff Transparenz beschreiben. Die Kirche ist einem Transparent vergleichbar, durch das hindurch der Herr sich selbst sichtbar macht und zu erkennen gibt. Die Kirche hat darum so durchsichtig, so transparent zu sein, daß die Menschen in ihr und durch sie Christus selbst erkennen. In ihrer Gestalt berühren sie ihn. Als Johannes der Täufer gefragt wurde: »Wer bist du?« gab er zur Antwort: »Ich bin nicht der Christus« (Joh 1, 20). Und als die Frage hartnäckig wiederholt wurde, bekannte er ebenso hartnäckig: »Ich bin die Stimme eines Rufers« (Joh 1, 23). Dieses »Ich nicht« ist die Kehrseite für das »Er durch mich«. Wenn die Kirche gefragt wird: Wer bist du?, muß sie wie der Täufer antworten: Ich bin nicht der Christus. Aber das ist nur die Kehrseite des Bekenntnisses, das sie ebenfalls von sich ablegen muß: Ich bin seine Stimme, ich leihe ihm meine Hände, ich bin der Raum, in dem er den Menschen begegnet. Durch mich wirkt er. Durch das, was ich für ihn tue, schenkt er den Menschen ihr Heil, das heißt sich selbst. Diese Christozentrik ist für die Kirche konstitutiv, sie macht ihr eigentliches Wesen aus.

Diese Einsicht in das Wesen der Kirche ist zu übertragen auf den Dienst des Priesters. Wie sie und mit ihr muß er bekennen: Ich bin nicht der Christus. Wie sie und mit ihr ist er nichts ohne Christus. Er ist als Priester ganz auf Christus bezogen. Diese Christozentrik ist für seine priesterliche Existenz konstitutiv. Nur von daher ist es denkbar, daß er *in persona Christi agit*, in der Person Christi handelt, wie das Zweite Vatikanische Konzil das priesterliche Tun charakterisiert⁵. Dasselbe können wir auch umgekehrt ausdrücken und sagen: Christus handelt durch ihn, wie das in dem berühmten Wort des hl. Augustinus ausgesprochen wird: »Mag Petrus taufen, dieser (Christus) ist es, der tauft; mag Paulus taufen, dieser ist es, der tauft; mag Judas taufen, dieser ist es, der tauft.«⁶ Zum Wesen des priesterlichen Dienstes gehört darum die Christuspräsentation: *agere in persona Christi*.

Dieser Christusdienst ist aber nicht ohne Kirche, gleichsam an ihr vorbei, zu leisten. Denn die Kirche ist von Christus her das umfassende Werkzeug, mit dem er das Heil schenkt. Die Kirche ist – und damit wird nicht etwas Beiläufiges, sondern ihr Wesen beschrieben – der Raum, in dem der Herr den Menschen begegnet. Nur hier gibt es Christusunmittelbarkeit, nämlich durch die Kirche vermittelte Unmittelbarkeit. Der Priester kann darum seinen ganz auf Christus bezogenen und einzig von ihm her verstehbaren Dienst nur tun, insofern er sich zum Diener der Kirche macht. Die Kirche verdunkelt oder verstellt also nicht unseren Christusdienst, sondern sie ermöglicht ihn erst. Das schließt allerdings einen unüberhörbaren Appell an die Kirche überhaupt und an uns Priester ein. Wir dürfen uns nämlich selbst nicht für so wichtig halten; wir müssen uns zurücknehmen, klein werden. Was der Täufer von

⁵ Liturgie 33; Kirche 10, 21, 28; Priester 2.

⁶ In Joh 6, 7 (PL 35, 1428).

sich sagte, gilt auch für uns: »Jener muß wachsen, ich aber geringer werden« (Joh 3, 30). Die Größe des Priesters liegt darin, daß er selbst so zurücktritt, daß in seinem Tun der Herr sichtbar wird und wirkt. Wenn man seit einigen Jahren so viel Selbstbespiegelung und Selbstbemitleidung in unseren Kreisen betreibt, so ist das kein Zeichen für unsere Bereitschaft, im Sinne des Täufers geringer zu werden. Ich glaube, wir nehmen uns oft wichtiger als wir sind. Paulus hatte in seinem apostolischen Dienst mehr zu leiden als wir alle. Trotzdem läßt sich in seinen Briefen keine einzige Spur finden, daß er sich selbst bemitleidet hätte. Im Gegenteil, er rühmt sich seiner Leiden, nicht nur der äußeren, auch der inneren. Wie ist das möglich? Weil es ihm niemals um sich selbst ging, sondern um den Herrn. Von Papst Johannes XXIII. wird erzählt, er habe einmal von sich gesagt: Giovanni, nimm dich nicht so wichtig! Davon könnten wir alle lernen. Wir würden uns in vielem leichter tun, und vor allem würden wir transparenter für den, auf den es allein ankommt, für unseren Herrn.

4. Die Struktur der Transparenz der Kirche und des Priesters auf Christus hin hat eine tiefe Grundlage, die wir zum Abschluß noch kurz bedenken wollen. Im ersten Teil unserer Überlegungen ist uns bereits das Wort des Herrn begegnet: »Das Wort, das ihr hört, ist nicht mein Wort, sondern das des Vaters, der mich gesandt hat« (Joh 14, 24). Jesus Christus ist als Mensch demnach selbst transparent für den Vater. Das wird noch deutlicher in dem anderen Wort des Herrn zu Philippus: »Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen; wie kannst du sagen: Zeig uns den Vater? Glaubst du nicht, daß ich im Vater bin und daß der Vater in mir ist? Die Worte, die ich zu euch sage, rede ich nicht von mir aus. Der Vater, der in mir bleibt, tut seine Werke« (Joh 14, 9–10). Aus dem Johannesevangelium ließen sich noch mehr Worte anführen, in denen die Transparenz des Herrn auf den Vater hin deutlich wird. Diese Aussagen betreffen zunächst den Menschen Jesus. Aber weil dieser Mensch Gottes Sohn ist, hat er in seinem Menschsein teil an dem ewigen Hinbezogensein des Sohnes auf den Vater und umgekehrt auf das Hinbezogensein des Vaters auf den Sohn. Jesus Christus ist daher in seinem tiefsten Wesen theozentrisch, auf Gott den Vater hinbezogen.

Damit erhält die Christozentrik der Kirche und des priesterlichen Dienstes in der Kirche eine neue Dimension. Sie wird theozentrisch und öffnet sich hinein in die geheimnisvolle Tiefe Gottes. Im innergöttlichen Bereich schenkt der Vater die Fülle seines Lebens und seiner Liebe dem Sohn, so daß diese lebendige Liebe nochmals personale Gestalt gewinnt im Heiligen Geist. Diese Bewegung der Liebe, in der sich Gott selbst schenkt, bordet in der Inkarnation aus dem innergöttlichen Bereich über in die Menschheit des Herrn. Die Liebe, die Jesus erfüllt, ist darum die Liebe Gottes selbst. Durch ihn strömt sie weiter in die Kirche. Die Kirche ist deshalb nicht nur der Raum, in dem wir Christus begegnen, sondern dadurch auch der Raum, in dem wir Gott

begegnen. Die Christusunmittelbarkeit, die uns die Kirche vermittelt, wird zur Gottunmittelbarkeit, die Christus uns vermittelt. Weil die Kirche die Kirche Jesu Christi ist, ist sie auch die *Ἐκκλησία θεοῦ*, die Kirche Gottes des Vaters.

Erst in dieser Perspektive wird deutlich, worum es im letzten geht, wenn wir Diener der Kirche sind. All unser Dienst, zu dem wir als Diener der Kirche bestellt sind, ist, wie Hans Urs von Balthasar einmal formuliert hat, »Drangabe des Eigenen zur Durchgabe des Göttlichen«⁷. Dies ist das Größte an unserem Tun, das auch das Leiden in der Kirche und das Leiden um die Kirche mit einschließt: durch unseren priesterlichen Dienst schenkt Gott sich selbst den Menschen.

Daß Ihr Dienst in der Kirche von Hildesheim allzeit transparent sei auf Jesus Christus und auf den Vater hin und daß so durch Ihren Dienst Gott selbst sich den Ihnen anvertrauten Menschen schenke, ist mein aufrichtiger Wunsch für Sie alle zum Festtag Ihres verehrten Bischofs.

⁷ Nachfolge und Amt, in: *Sponsa Verbi*. Einsiedeln 1961, S. 122.